Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Der Totenschreiner
Autor: Amman, Carl Heinz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574723

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Maria und die Anna Veronica, die Virginia und die Giuseppina.

„Das Ledigsein ist lustiger," wiederholte er, zupfte am keimenden Schnauz und reckte den Hals in die Höhe. Die Mägdlein stießen sich an, kicherten leise und wurden rot.

Unbemerkt fand die Eva den Weg zurück in ihre Kammer. Dort setzte sie sich auf den Bettrand und dachte über sich, das Leben und den Giacomino nach. Sie hörte, wie die Mutter in der Asche scharrte, den Blasebalg handhabte und den Kessel in den Kettenring hob.

Jetzt vernahm sie, wie der Pfarrer in die Küche kam und der Vater herbeisprang. Sie hörte, wie die Stimme des Vaters rauh aufbrauste und die der Mutter dazwischenzischte wie ein Schwall Wasser, das ins Feuer fällt... Endlich wurde es still.

„Sie sind einig geworden," sagte die Eva, holte ihr Festgewand aus der Truhe und begann sich zu putzen.

Vom Brunnen her tönte der Jauchzer des Giacomino zu ihr herauf, unterbrochen von dem kurzen Ruf des Stieres, den er zur Tränke führte.

„Torone," flüsterte sie, „Torone! Ohne dich wäre ich ein armes Geschöpf!" Ein Schauder lief ihr den Rücken hinab. Flink hörte sie auf, den Gedanken auszuspinnen, und schickte sich an, hinunter zu gehen zu den Eltern.

Die Küche war leer. Sie trat in die Kammer und sah, wie ihre Mutter ein Gewand aus der Truhe nahm, das sie noch nie bei ihr gesehen hatte. Es hatte einen altertümlichen Schnitt, aber war aus feinem Tuch, von dunkler Farbe mit kleinen goldenen Punkten darin.

„Das ist mein Hochzeitskleid, Eva," sagte sie und strich glättend über den Stoff, der kein einziges Rümpflein aufwies. Sie tat es mit so sanften Fingern, daß man wohl merken konnte, welch liebe Erinnerung dieses Gewand in ihr weckte.

„Ich habe es aufgehoben," fuhr sie fort, „und wartete darauf, es zu tragen am Brautfest meiner Tochter..."

„Du hast darauf gewartet, Mutter?" fragte das Mädchen.

„Seit deinem sechzehnten Jahre," antwortete die Mutter.

„Und hast mich von den Burschen fort und in die Kammer gejagt?" sprach atemlos die Eva.

„Ich tat dir, wie es meine Mutter mit mir getan hat," entgegnete sie.

„Wußtest du, diese Nacht?" fragte das Mädchen.

„Ich wußte, daß du achtzehn Jahre zählst, daß es Frühling wird und die Mutter Clelia die Augen aufsperrt, wenn die meinen zu müde zum Wachen sind!"

„Mutter!" rief die Eva.

„Tochter!" antwortete die Mutter.

Sie sahen sich eine Weile an, stumm, als wäre eine jede über die andere erstaunt. Dann fielen sie sich in die Arme und küßten sich.

Von draußen herein tönte das Geläute der Kuhglocken. Voran ging Giacomino, den Torone an Kette und Horn gefaßt. Der Stier war folgsam und stampfte feierlich, als kenne er die Bedeutung des Tages, neben seinem Gebieter her. Er hatte ein buntes Band um die Hörner geschlungen, und über den kurzen krausen Stirnhaaren hing ein Kranz frischer Weidenzweige. Vor der Hütte der Eva zwang Giacomino den Stier zum Stehen. Gleich hielt die ganze Herde an.

„Eva," rief Giacomino, „es geht auf den grünen Rain über der Guasta! Eva, es geht auf die Weide!" Dazu stieß er einen lauten Jodler aus.

Die Eva trat heraus, an der Seite der Mutter. Die Sonne stand im Mittagsglanze. Kleine blasse Wolken flogen durch das Blau des Himmels, das weit und hoch gespannt sich über den weißen Gipfeln der Berge wölbte.

„Bis zum Abend bin ich zurück; dann wollen wir feiern!" sagte Giacomino und stemmte sich nach rückwärts, um die Ungeduld des Tieres zu meistern.

Der Vater der Eva kam herbei.

„Ich werde dich begleiten," sagte er und trat neben den Giacomino. Jetzt konnte er den Stier nicht länger zurückhalten.

„Eva, meine Eva!" jubelte er und lief voran, die Muskeln am Oberarme bis zum Springen angespannt.

Die Herdentiere setzten sich sogleich wieder in Bewegung. Ihre Glocken klangen hell und jubelnd durcheinander in den Frühling. Erst als die erste Anhöhe begann steil aufzusteigen, tönte das Geläute langsam und geordnet und zog in feierlichem Tone durch das Dorf, darin die Stalltüren weit geöffnet waren und den dampfenden Winterdunst in die Gasse ließen...

Die Totenschreiner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von Carl Heinz Ammann, München.

Aus dem Kindervolk des Dorfes war eines Tages ein Verslein gekommen, und sie pflegten es in Marschweise zu singen; es fügte sich so am besten.

Rih-Rah- und Rehrainer,
Wie-Wah-Weiber, Totenschreiner!

Das war aber zu einer Zeit, wo am Rehrainbauern nichts mehr zu verlieren und wenig mehr zu retten gewesen wäre, und es schrieb sich her von einem vermessenen Wort, das er ab und zu aussprach, ohne Ahnung, wie er damit das Schicksal heraufrief, wenn er alle Weiber rundweg Totenschreiner hieß. Denn er hatte selbst ihrer vier auf dem Hofe, lauter eigenes Gewächs: sein Weib und drei Prachtswesen von Töchtern. Niemand wußte für sicher, wie der Mann zu dieser Meinung gekommen war; doch verlautete, es sei ihm einmal, und zwar durch Schuld eines Mädchens, quergegangen mit einer Liebschaft, die ihm tief ins Herz gegriffen hatte, worauf er in unverkochtem Unwillen die erste beste genommen habe: seine Gegenwärtige, ein folgsames und verlässiges Wesen, aber gering von äußerem Ansehen, genau wie ihr Sohn, der ihr bis aufs Tüpflein nachschlug. Das Wort des Bauern aber war bekannt und nicht minder auch, was es besagen wollte. Gleichwohl gab er eines Tages dem roten Ziegen-Quirin, dem kropfigen Schnapser mit dem Tröpflein an der Nase, der ihn zum Spott gefragt hatte, noch besondern

Bescheid: Totenschrein — das sei die letzte Kammer, die der Mensch auf Erden beziehe. Mit Hindeutung auf das vierte Zwetschgenwasser Quirins aber sagte er, Schnaps könne knapp als Zahnwasser gelten, Brunnenwasser wäre aber wohlfeiler. Der Rote aber pries das Gebrannte, es sei auch zum Mundspülen gut, und blinzelte durch's Gläslein und nahm es ein. Darauf holte er seine kurzen Beine unterm Tisch hervor, schob den Stuhl darunter und stapfte mit seinem Haselstecken und dem Nasentröpflein zur Tür. „Ich komme nächstens auf den Hof, Rehrainer; dann gebt mir die zwei Geißen!" sagte er noch und war zur Wirtsstube hinaus. Das nächste Mal aber, daß ihn der Rehrainer sah, das war im Traum; doch war da auch wieder von zwei Geißen die Rede . . .

Der Rehrainer saß sicher und dauerhaft auf seinem Anwesen, und bis in den hintersten Winkel hinein herrschten Ordnung und Arbeit; das macht: er hielt sein Weibervolk kurz im Zügel, wie er sagte, und lenkte sie straff. Doch kam der Tag, daß er zu wehren hatte, wo er sich's am wenigsten verhofft hätte. Die Töchter nämlich waren hoch und reif geworden, stark wie Eichensäulen und hatten über die Einsamkeit des Hofes hinaus ihre Blicke auswärts gewandt in die Nachbarschaft, wo ihre Augenmanöver erwidert wurden, wie sie sich's nur wünschen konnten. Da glaubte der Rehrainer gleich als kriegführende Macht dazwischenfahren zu müssen: der Konrad vom Stenglinhof drüben, der mit Marie bandelte, komme nicht in Frage. Der Hof liege zwar schön wie eine Festung auf dem Hügelvorsprung und schaue wohl freier und weiter ins Land als der Rehrainhof in seiner Feldersenkung; aber an Vieh und Acker zehre ihm der jüngere Sohn, der Student, der hoch hinaus wolle und zu keinem Abschluß komme; nicht umsonst trage der alte Stenglin das gedrückte Gesicht auf gedrücktem Hals. Und die Mühle drunten: man könne sich denken, warum sie der Bauer so wohlfeil weggegeben habe. Sie trage den Lohn des Müllerknechts nicht; sie werde auch den Luftibus nicht nähren, den Siebner-Franz, der sie jetzt umtreibe und den Großen darauf spiele. Die älteren Töchter, die es anging, rührten keine Miene, als der Bauer die beiden hoffnungslosen Verehrer solchermaßen erwähnte; Luise, die Achtzehnjährige, blinzelte über den Suppenlöffel weg nach den Schwestern; die Mutter aber sah in den Teller, dessen Reste sie eben zusammenräumte. So wortlos wurde die Meinung des Rehrainers entgegengenommen; da mochte er denn wohl einigen Ernstes glauben, er habe über die beiden Weibsgeschöpfe noch die Obermacht.

Und doch waren diese bereits in ihrem ganzen Wesen aufständisch, und wenn der Bauer zwar ihre Bundesgenossen richtig einschätzte, so bedachte er nicht, daß eine leichtwiegende oder mittelmäßige Männlichkeit oft die Verblendung der tüchtigsten Weiber ist und gegen eine unmeßbare Naturmacht Menschenmeinung nichts besagt. Also ging der Widerstand des Bauern neben den Liebesplänkeleien der Töchter her, und darüber kam der Frühling heran, beunruhigte die Geschöpfe und trieb sie einander stärker zu, wie mit geheimnisvoller Gewalt, und der Bauer hatte nichts dagegen zu stellen als manchmal sein Weibersprüchlein im stillen, doch ohne Arg noch. Da aber stieg eine Mainacht herauf, die die Mädchen kühner machte. Es war eine laue Luft unter tiefem, klarem Blau; die wachsende Mondsichel stand schon hoch am Himmel und gab einen leichten Silberschein auf die Höfe und die Wälder; den Bauern aber hielt ein besonders harter Schlaf, nicht anders, als läge er im Rausche und sollte der werdenden Dinge nicht gewahren. Da entriegelte sich am Ende des Flurs eine Kammertür, und leise Füße, die im Dunkel wohlberechnet zwei knarrende Bodenbretter mieden und nicht minder rücksichtsvoll die Flurtreppe behandelten, stellten ein hohes Mädchenwesen in den mondhellen Hof hinaus, wo Philippine sogleich im knappen Schatten des Hauses hingeisterte, dann dem Hofhund mit schmeichelndem Zuspruch schöntat, daß er sie nicht verbelle, und gleich, um die Scheuerecke verschwindend, durch den Obstgarten hinauf dem Ziele zueilte. Das war ein auf gelinder Hügelhöhe ob dem Hof gelegener Felderplan, der auf drei oder dreieinhalb Seiten mit altem Buchenwald eingefaßt war. Den betrat sie auf der offenen Seite und wandte sich an der Waldmauer rechts hin, in dem Augenblick, als drüben links das Wild zum Aesen austrat. Sie aber stellte sich im Dunkel zwischen zwei Buchen, wo ein Waldweglein mündete, und indem sie den Rehen zusah, horchte sie hinter sich den Wald hinab und stand in Erwartung.

So stand sie wenige Minuten, da trat jenseits des Felderplans eine zweite Gestalt auf und sah sich einen Augenblick im Mondlicht um: das war Marie, die Schwester. Die hatte die äsenden Rehe zu ihrer Rechten; sie trat aber gleich ins Dunkel zurück, und so standen die beiden nun wie verborgene Vorposten, die ihres Vaters Ackerplan bewachten.

Ueber ihrem Lauschen und Warten aber ging ringsher, offen und verborgen, das Nachtleben seinen Gang. In steiler Höhe führte der Sichelmond seinen glanzvollen Oberbefehl und brachte seine flimmernden Truppen unvermerkt über die Erde hinweg. Auf dieser aber wurde die Stille nicht völlig Meister. In der Taltiefe hinter Philippinens Versteck ging noch das Raunen und Reden des Bächleins zum klappernden Takt der Mühle; einmal durchschnitt das scharfe Gebell eines Füchsleins die Nacht, dann ein Wettbellen der Hofhunde und ihm zur Antwort der Widerhall aus den Wäldern. Ein Knacken im Gebüsch, ein Schwirren im Laub, ein kurzer Notruf oder ein Seufzer im Unterholz: Tonfolgen alles im Lied der Nacht, dem selbst das schaurige Hudri-hu-hu einer fernen Eule zum Uebereinklang geriet . . .

Da kam für Philippine das Zeichen. Der Mühlgang in der Tiefe verlangsamte seinen Klappertritt, hielt an und verstummte; dafür rauschte der Bach lauter auf, der nun ungehemmt über den Leerschuß schoß. Auf dem Stenglinhof aber ging das Knarren einer Tür, darnach ein kleines Hundewinseln und ein kurzes freudiges Bellen; das brach aber sogleich ab und gab einem demütigen Kettenschleifen Raum. Das war das Zeichen für Marie, die nun, wie das Weiblein im Wetterspielzeug, in die Helle hinaustrat, daß sie der Stenglin-Konrad sicherer finde. Und nicht lange dauerte es, so lieh aus seiner Höhe herab der Mond sein Licht zwei Liebes-Doppelgestirnen, die gleichmäßig ihre Bahn an den Waldwänden hin- und wiederzogen, immer eine gleiche Strecke, in deren Mitte sie einander begegneten,

nur getrennt durch die väterlichen Saatäcker, die das junge Korn seidenschimmernd bedeckte. Wie in schweigender Uebereinkunft standen sie ab und zu still und schienen in eins zu wachsen; da äugten dann die äsenden Rehe heran und wagten sich etwas tiefer in den monderhellten Schauplatz vor. Dann begann wieder das doppelte Wandern, unermüdet und als wenn es des einförmigen Weges nicht überdrüssig würde, und erst als der Mond sich auf den Wald niederließ, der einen langen Schatten auf die Felderbühne legte, auch das Wild sich anschickte zu Holze zu ziehen, lösten sich die Doppelposten von einander, zögernd und unentschlossen, als wären sie zusammengewachsen; aber als endlich die Trennung geschehen und die Bursche im Dunkel verschwunden waren, lief Marie die rechte Waldwand entlang, Philippine längs der linken, und sie erreichten kurz hintereinander den Hof, wo der Hügelschatten schon zum Dach emporkroch und der Mond noch ins letzte Fenster sein Perlmutter einlegte. Vom Hund umwedelt, den sie schon hinter der Scheune durch Zuruf gelockt, huschten sie wie gejagte Schatten am Wohnhaus hin, die Treppe empor und den Flur entlang zu ihren unberührten Betten. Nur die Katze, die im Flur mit grünen Sehern funkelte, hatte sie bemerkt; sie saß im Grund des Erdgeschosses auf Anstand nach einem lang verfolgten Mäuslein und rührte sich nicht.

In dem Augenblicke aber, wo seine Töchter hehlings ihre Kammern abriegelten, noch zeitig genug, daß er es nicht hörte, neckte den Rehrainer ein bedeutsamer Traum. Der Schnaps-Quirin mit seinem Nasentröpflein war auf den Hof gekommen, über welchem erstaunlicherweise aus schwerem Morgendämmer die Sonne plötzlich zu voller Mittagshöhe emporgefahren war. Eben traten die beiden älteren Töchter mit Viehtränkekübeln aus dem Hause, da sagte der rote Quirin zum Bauern: „Gib mir die zwei Ziegen da; was sollen sie kosten, Rehrainer?“ „Meine Töchter sind keine Ziegen!“ sagte der Bauer entgegen. „Bild' dir nichts ein, Rehrainer; wenn sie Milch geben und kitzen, sind es Gaißen, so oder so!“ Da griff der Bauer nach einem Schnapsfläschlein in den Sack; er hatte aber den Geldbeutel erwischt, und indem er jetzt Goldstück um Goldstück, gleichsam tropfenweis in Quirins Hand goß, dessen Daumen plötzlich ein Schnapsgläslein war: „Da habt Ihr Zahnwasser!“ sagte er, und das Gläslein füllte sich gleißend in der Sonne. Quirin aber nahm es ein und spülte sich den Hals aus. „Echtes, altes Gurgelwasser,“ sagte er; „du solltest es auch brauchen, Bauer; es nützt gegen mancherlei Bresten und Totenschreiner! Aber gib mir jetzt deine zwei Gaißen!“ Darob griff den Bauern der Zorn, und er wollte dem Schnapser zu Leibe gehen. Da begann dem aber das Nasentröpflein sichtlich zu wachsen, groß und größer, und glich bald einer gläsernen Birne, mit Schnaps gefüllt, die auch an einem Glasstiel an seiner Nase hing. Es ging aber davon wachsend ein Gleißen und Glänzen aus, wie wenn die Sonne auf einen Diamanten fällt, und indem der Rehrainer, darüber lachend, nach dem Ziegenmännlein griff, entschwand dieses langsam, immer fernerweg; aber der Glast seines Nasentropfens stach unvermindert heran, ja schließlich blieb er wie ein Stern in der Ferne schweben, während der Quirin längst verschwunden war. Da erwachte der Rehrainer im Dunkel seiner Schlafkammer mit einem Lächeln noch vom Traum herüber; in der Ecke des Spiegels aber verglomm der Widerschein des Mondes, der über einem fernen Wald eben in die Tiefe sank.

Der Bauer besann kurze Tage den Traum, dann vergaß er ihn; die Bäuerin aber fand es an der Zeit, ihm noch einmal die Gefahr vorzurücken; denn sie glaubte, die nächtlichen Fahrten der Töchter zu wittern. Er solle, sagte sie ihm, den Liebhabern die Mädchen in Gottes Namen geben, bevor sie von ihnen in Teufels Namen verdorben würden und ihm die Schande auf den Hof trügen. Dem höhnte der Rehrainer entgegen: „Warum kommen die Herren nicht zu mir? Der Siebner-Franz könnte ja auf seinem Offiziersgaul anreiten, den er mir letzthin vor der Nase weggeschnappt hat, und der Stenglin-Konrad gleich mit dem fälligen Wechsel für seinen Alten. Ich will den verbürgten Tausender zahlen, weils einmal nicht anders geht; sein Hof verlumpt gleichwohl, und die Marie kann dann den Erben heiraten, außer ich kaufte das Anwesen aus der Gant, setzte sie darauf und holte ihr, wo ich einen auftreibe, einen tüchtigen Mann dazu. So könnte der Hof wieder instandkommen, unter den Stenglin nimmer!“ Da beschied sich die Bäuerin und gab ihr letztes Wort: „Es sind am Ende deine Kinder, und ich hab' dich gewarnt; so gib mir keinen Vorwurf, wenn mir etwa das Unglück einmal das Recht gibt!“

Und es ward dem Bauern miteins, als sollte er überall unrecht bekommen. Noch hing ihm das eigene harte Wort und das der Bäuerin im Ohr, da schritt schon der Stenglinbauer auf den Hof, meldete, der Wechsel sei eingelöst, dankte für die gutgemeinte Gefälligkeit und war hinaus. Ihm auf den Fersen folgte der Schnaps-Quirin und fragte nach Gaißen; da er aber beim Bauern ohne Bescheid blieb, wandte er sich an Philippine, die eben mit der Wassergelte zum Brunnen trat: „Gilt's einen Schluck Schnaps: Euer Schatz ist mir auf den Haken? Ein feiner Reiter! Versäumt ihn nicht!“ Und eben stiefelte er davon, da kam der Siebner-Franz durch den Hof geritten, auf dem Offiziersgaul, grüßte Philippine soldatisch und winkte ihr mit der Hand zu, fein und ritterlich, sodaß es selbst dem Bauern artig vorkam. Doch gewahrte er es mit Zorn und ließ seinen Ingrimm noch steigen, als er das Mädchen unter frohem Erröten lachend erwidern sah; denn es erschien ihm plötzlich alles wie abgekartet. Unerträglich aber traf ihn erst der letzte Stoß: wie ihm die Tochter ins zornheiße Gesicht sah, freien Mutes seinem tödlichen Blick standhielt und dann ruhig, in gestreckter Größe, die Wassergelte auf dem Kopf an ihm vorbei ins Haus ging, nicht anders, als wäre er da der Türpfosten, der weiter nicht im Weg stand, wenn man nicht mit Willen dranstieß, sich an ihm zu scheuern . . .

Der Rehrainer, in gehäuftem Zorne, sann einen Augenblick hin und her, was er tue. Er hieb aber die also Unbotmäßige nicht mit der Faust zusammen; er sah ihr auch nicht, rückgewendet, in fruchtloser Drohung nach, noch rief er sie zurück: ob sie sich noch einmal unterstehe, so aufständisch an ihm vorbeizugehen. Aber er verlor in anderer Weise die Herrschaft über sich,

Schloß Ortenstein im Domleschg; rechts auf der Höhe die St. Laurenzenkapelle.

und wie wenn er fühlte, es entgleite ihm auf dem eigenen Hofe Zügel und Befehl, Schwäche sei fortan sein Teil und er könne nichts Klügeres tun als weggehen, trat er einer Maschine ähnlich in die Stube zurück, nahm den Hut ab dem Nagel und verließ das Haus dem Walde zu — niemand achtete es. Alle aber beachteten, wie ihn zu später Nacht der Schnaps-Quirin auf den Hof brachte, nicht in bolzgerader Katzennüchternheit wie sonst immer, sondern in einer Verfassung, daß ihn der eigene Hund verboll und ihm den Zutritt zum Hofraum wehrte, bis er endlich den Herrn in ihm witterte und sich vor den wütenden Tritten des Trunkenen knurrend im Wagenschopf verkroch. Nie aber hatte auch, wie andern Tages kund wurde, der Rehrainer in gleich bärenmäßigem Ingrimm das Weibervolk Totenschreiner gescholten, wie in der ausgiebigen Trinksitzung jenes Nachmittags, die ihm einen so unvergleichlichen Rausch gebracht hatte.

Aber eines Tages war ihm, als stehe hinter dem Hohn seiner Rede das Schicksal und hätte schlimmeren Hohn als er. Das maß ihn fürchterlich. Hatte sein Weib, als sie es abwehren wollte, das Unglück berufen? Jetzt saß es auf dem Rehrain, dick und krottenbreit, und neben ihm die Schande. Denn was war es anders als Schande und Unglück, wenn Kinder kamen, die nicht unterm Segen des Pfarrers auf Kiel gelegt waren? Anfangs hatte er es nicht glauben wollen, als es ihm die Bäuerin weinend mitteilte, immer unter eigener Entlastung. Auch noch nicht, als er den Töchtern Gehorsam einbläuen wollte, indem er beide, die mit der Rechten, jene mit der Linken an den Zöpfen in der Stube herumschlenkerte, als wollte er mit der einen die andere zu Tod prügeln. Jetzt aber wies es ihm der Augenschein, und der Bauer mochte seine Glossen dazu machen ... Er stand im Dunkel eines Wagenschopfes, wo er eine gesplissene Deichsel auf ihre weitere Verwendung prüfte, kam aber mit sich zu keinem tauglichen Gedanken und sah nur immer über den sonnigen Hofraum aufs Wohnhaus hinüber, wo sein Unglück breit und frei zur Schau gestellt war.

Ja, steht er nicht gut — dachte er — dein Rehrainhof? Und ruht auf verlässigen Stützen? Schau sie dir weidlich an! Wie sie an den Türpfosten lehnen, die Philippine links, die Marie rechts, tragsame Säulen beide; schier bis zum Querholz reichen sie, jede eine währschafte Helvetia, und wie sie den gesegneten Leib tragen, zufrieden wie trächtige Rinder und stolz obendrein, als sei es keine Schande, sondern ein Segen und alles gut und recht von selbst verständlich. Und da kommt auch die Dritte noch, deine Jüngste, und fügt sich zwischen beide, wie eine Hilfsstütze. Wohl, man kann sich in sie vergaffen und vernarren, Rehrainer! Es sind Prachtstücke, deine drei Mädel! Nicht umsonst schlagen sie dir nach im Gehaben und Wesen! Wären es Mannsbilder, sie stünden bei den Kanonieren, zögen jeder allein sein Geschütz in Stellung und würfen so einen Lafettenschweif herum, übermütig mit einer Hand, wie einer wohl ein Maidlein im Tanze schwenkt! Da reicht dein Stammhalter nicht hin. Guck's nur an, das Kurzwarending, wie es über den Hofraum beinelt und die Schwestern darauf hinabsehen! Kaum Soldatenmaß, und sie haltens damit doch bescheiden in unserer Schweiz. Nicht tauglich, selbst auf den Gaul nicht, ganz der Mutter ihr Schlag, ein Duckser und Drückser, der sich keinem Maidlein unter den Hut zu schauen traut ... Hier zerschnitt er den Gedankenfaden, woran er jetzt die Töchter als übles Vorbild hätte aufreihen müssen, und trat aus dem Dunkel des Schuppens in die Sonne hinaus, noch dunkeln Gesichts, das gesplissene Deichselstück in der Hand, wie ein Herkules mit der Keule: „He, faules Weibervolk, ist nichts zu schaffen?" rief er zum Haus hinüber, daß es widerscholl. Da verhuschten die Weiber, gescholtenen Mägden gleich, ins Haus hinein; Wilhelm schlich über den Hofraum nach dem Roßstall, und der alte Knecht, der sich eben unter dem Scheunentor auf eine Gabel hatte lehnen wollen, raffte seine Gliedmaßen zusammen und verschwand im Futtergang. Der Rehrainer aber verließ den Hof, wandte sich bergab dem Dorfe zu, im Dorfe aber nach dem Wirtshaus, eine neue Uebung allmählich zur Gewohnheit zu erheben.

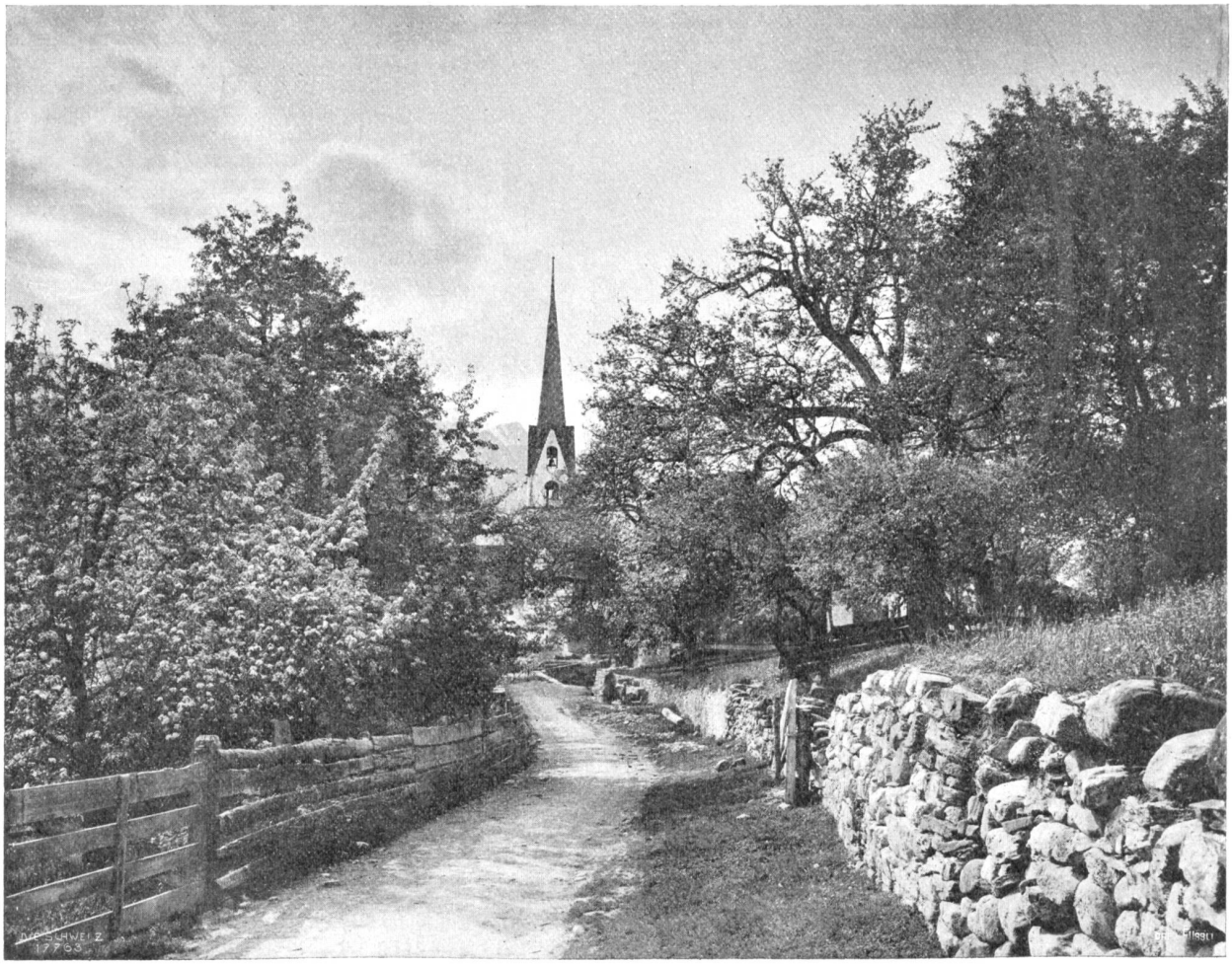
Seitdem ihn nämlich, wie er's aufnahm, Schande und Unglück getroffen hatten, war er hinterm Trunk her, nicht anders, als wenn er sich um jeden Preis

zerstören wollte. Fortan war ihm der Schnaps kein Zahnwasser mehr, sondern er behandelte ihn liebevoll als Gurgelwasser und ließ ihn kennerhaft, je länger je mehr, über die gekrümmte Zunge laufen, meist mit dem Schnaps-Quirin zur Wette, der ihm jetzt ein erwünschter Trinkgespan war. Trug er dann seine Räusche heim, so schimpfte er unaufhörlich auf seine Totenschreiner, und daher mochte das Verslein kommen, das die Dorfjugend hinter dem Trunkenen hersang, nicht selten von dessen heiserer Stimme begleitet und angefeuert. Nur wenn er bloß halbvoll war, giftete ihn das Kindersänglein, und er setzte dann die fehlende Hälfte im nächsten Wirtshause noch darauf. Am liebsten hätte er so seinen Hof zugrunde gerichtet, nur um den ungeratenen Töchtern das Erbe zu nehmen; das Anwesen war aber zu fest gegründet, als daß ihm das Aussetzen der einen Kraft Fährde gebracht hätte, und die Kinder zu tüchtig, um durch ihr bißchen Schande Schaden zu nehmen. Das sah der Bauer auf seinem Abweg wohl auch ein; aber sein Groll verbot ihm eine Umkehr, und er dachte nur noch auf seine eigene Zerstörung. Und dazu geriet ihm eines Tages der erste Schritt.

Es war zu Ausgang des Jänners, und es schneite unter vielfachem Stürmen unaufhörlich — da hatte der Bauer sich mit dem Schnaps-Quirin und dem Studenten vom Stenglinhof zusammengesetzt und unter lästerlichem Höhnen ein scharfes Wettzechen unternommen, erst mit Bier, dann mit Schnaps, bis schließlich der Student den Kampf verloren gab und sich auf den Heimweg machte. In der Nähe der Stenglinmühle, wo der Wind von den Höhen herabtrieb und sich in einem Winkel fing, fiel er in eine Schneewehte, blieb, wie die Wurst im Kraut, darin liegen und schlief in seinem Rausche ein. Ein halbes Stündlein später geleitete desselbigen Weges den übervollen Rehrainer der Kindersang:

Rih-Rah- und Rehrainer,
Wie-Wah-Weiber, Totenschreiner.

Aber im Ranke gegen die Mühle hin verlor das Liedlein sich rückwärts, während der Bauer vorwärtstaumelte, bis er im tiefen Dämmer und Schnee über ein Hindernis fiel und schwer darüber hinlag, wie die Blutwurst über die Leberwurst, und bald mit dem andern um die Wette schlief. Luise, des Bauers Jüngste, die noch spät einen Gang zur Mühle tat und den dunkeln Klumpen im Schnee trotz dem versunkenen Tage erkannte, eilte auf den Hof zurück, und kurz hernach lagen die zwei Betrunkenen für leblos auf einem Waldschlitten wie erlegtes Schwarzwild und wurden heimgefahren. An dem Studenten ging dank seiner Jugend das Uebermaß ohne Schaden vorüber; der Rehrainer aber überstand mit knapper Not eine schwere Lungenentzündung, und als die Gefahr beschworen war, nahm ihm der



Bei Palpels im Domleschg.

Arzt die rechte Hand ab, die er sich im Schneebad erfroren hatte. Mit dieser Faust hatte er im Zorn Philippine in hoher Schwangerschaft einmal zu Boden geschlagen, er, der Rehrainer, vor dem man ein trächtiges Rind nicht hätte ungestraft anrühren dürfen außer zu freundlicher Wartung. Das junge Weib hatte jene Rettung der Betrunkenen im Schnee mitangesehen, aber keine Hand dabei gerührt.

Fortan, da er eine hölzerne Rechte trug, immer des schöneren Scheins halber im braunen Handschuh, führte der Rehrainer Wein- und Schnapsglas mit der Linken, aber nicht mit minderem Erfolg. Daß er unterweilen zwiefacher Großvater geworden war, machte ihn nicht zärtlicher gegen die beiden ledigen Mütter, und seine Rede von den Totenschreinern ward häufiger, das Kinderverslein aber bald alltäglich. Schließlich geriet darob auch die Bäuerin hinter den Schnaps, indes nur in ihren vier Wänden. Da äußerte der Rehrainer eines Tages, sein Schicksal sei langweilig und einförmig; immer trete es doppelt auf, aber stets in einerlei Gestalt, und Abwechslung wäre endlich am Platze. Den Tag darauf, in aller Morgenfrühe, fanden sie ihn erhängt zuoberst an der Obertennleiter, und wenn ob dem Schrecken keins ein Wort darüber laut werden ließ, verwunderte man sich im stillen, wie der Einhändige sich in dieser gefährlichen Höhe so kunstgerecht und wirksam habe befestigen mögen . . .

Vom Domleschg über den alten Schyn nach der Lenzerheide.

Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Christian Meißer, Zürich.

Unter einer Anzahl von Wanderungen, die ich gerne für goldene Herbsttage aufbewahre, ist kaum eine mir so lieb geworden wie die durch das liebliche Domleschg. Die Gegend verdient die Empfehlung wohl. Empfehlung? Man sollte meinen, dieses herrliche Gebirgstal, das so viele kennen, bedürfte keines Hinweises mehr. Aber mit dem Kennen von der Bahn aus ist's eben nicht getan. Das Domleschg muß man unbedingt durchwandert haben, um zu wissen, welche Fülle von Reiz, Schönheit und Fruchtbarkeit es sein eigen nennen darf. Dieses Tal des Hinterrheins ist im Sommer so heiß, daß man beim Wandern in dieser Jahreszeit kaum zum rechten Genuß seiner Lieblichkeit kommt. Aber im Herbst!

Etwa in Rotenbrunnen dem Zug von Chur nach Thusis entstiegen auf den überall sehr reizvoll, von allerlei Obst- und namentlich schönen Walnußbäumen, von Gebüschen und herbstlichem Schlingwerk bestandenen und sich ebenso anmutig als abwechslungsreich durchs Gelände schlingenden Sträßchen auf der östlichen Talseite zu wandern oder, was noch besser, oft die gebahnte Straße zu verlassen, um auf verschwiegenen Pfaden die vielen Schlösser, Ruinen und Kapellchen an aussichtsreichen Punkten aufzusuchen, wird niemanden reuen.

Partie aus Scharans im Domleschg.

Das Domleschg ist eine kulturhistorisch interessante Gegend. So vieler Schlösser und Burgen auf kleinem Raum wird sich kaum ein anderer Teil der Schweiz rühmen können wie das zwölf Kilometer lange Tal, in dem dreiundzwanzig Burgen und Schlösser aufzuzählen sind. Den ritterlichen Ministerialen des durch Friedrich I. 1170 zum Reichsfürsten erhobenen Bischofs von Chur schien es gar wohl gefallen zu haben, in diesem angenehmen Klima ihre festen Häuser zu errichten.

Die Schlösser bezeichnen uns die Wanderrichtung. Gleich über dem Bade- und Luftkurort Rotenbrunnen, wo eine jodhaltige Eisenquelle vielen zum Segen sprudelt, begegnen wir der kecken Felsenruine Hoch Juvalta. Des Tales schönste, vielbewunderte Zierde ist das noch heute bewohnte Schloß Ortenstein (Abb. S. 428). Dieser stolze Felsensitz in Juvaltischem Besitz beherbergt eine Reihe prächtiger Gemächer, darunter einen reichgeschnitzten Renaissance-Prunksaal mit überwältigender Aussicht auf Tal und Berge.

Was Aussicht anbelangt, so gibt es im Domleschg kaum einen dankbarern und zugleich leichter zugänglichen Ort als den Schloß Ortenstein überragenden Felskopf, auf dem das uralte romanische St. Laurenzenkirchlein thront. Dort hat man das ganze Tal von Räzüns bis Thusis vor sich ausgebreitet mit seinen vielen Dörfern und Burgen, mit lachenden Fluren und gesegneten Obstgärten, umrahmt von herrlichen Gebirgen, wie im Norden der Ringelspitze und dem Calanda, im Osten von der das Domleschg von dem höhern Hochtal der Lenzerheide trennenden Stätzerhornkette, im Süden dem Muttnerhorn, dem Piz Curver und vor allem dem schönen Wahrzeichen des Tales, dem kühn sich aufschwingenden Piz Beverin (3000 m). Lieblich ist der mattenreiche Heinzenberg im Westen mit seinen ins Grün hin-